

Gottes Stil finden

Die Pfarrkirche meiner Kaplansstelle St. Marien im saarländischen Neunkirchen, einer ehemaligen Eisenhüttenstadt, ist ein stolzer neuromanischer Bau. Zwar sind darin auch moderne Stahlkonstruktionen, der Stolz der deutschen Gründerjahre, reichlich verwendet, aber sie verbergen sich hinter kunstvollen Gewölben im alten Stil. Denn alles soll aussehen wie bei den großen romanischen Kirchen des Rheinlandes. Der kleine, aber alles entscheidende Unterschied ist aber nun: Anders als im Mittelalter haben die Gewölbe hier keine tragenden Aufgaben mehr, sie bilden nur eine Schau-Seite, eine bewußte Selbststilisierung.

„In welchem Styl sollen wir bauen,“ fragte bereits 1828 Heinrich Hübsch in einer richtungweisenden Schrift zur Architektur.

Allein daß er so fragen konnte, zeigt bereits diesen Geist der Moderne an.

Denn Stil und Form stellen nunmehr keine fraglose Verwirklichung vorgegebener Traditionen mehr dar, man hat sie zu wählen. Und durch diese Wahl wird Stil zum Personstil, zur Selbstdarstellung, zum Ausdruck der Vorlieben und Wünsche eines Architekten und seiner Auftraggeber. Zugleich löst sich der Stil von der Funktion, es kommt zu einer bemerkenswerten Spannung zwischen den eigentlich tragenden Strukturen und einem Zierat an Ausdrucksformen.

Dieser Sprung in der Architekturgeschichte spiegelt eine Gesamtentwicklung der Kulturgeschichte, die zunächst nur Eliten, inzwischen aber auch breite Bevölkerungsschichten ergriffen hat. Auch beim Bau des Lebens hat man seinen Stil zu wählen und nicht nur

Vorgegebenes zu wiederholen: Welchen Beruf ergreife ich, mit wem gehe ich um, wie halt' ich's mit der Religion? Die Zugehörigkeit zu einer Familie, einer sozialen Schicht, einer Landsmannschaft oder einer Kirche wird gewiß nicht gleichgültig, aber sie wird zum Baumaterial; den Bau selbst muß jeder für sich in die Hand nehmen. Dabei genügt in der Regel ein einmaliger Aufbau nicht, immer wieder hat man im Lebenslauf von eher ruhigen Phasen zu Zeiten des Umbruchs zu wechseln, hat »niederzureißen und aufzubauen« (Koh 3,3). »Von der Normal- zur Wahlbiographie« (Katharina Ley) wird eine gängige Erfahrung, die heute dank ökonomischer Unabhängigkeit erstmals auch vielen Frauen möglich geworden ist.

So verwundert es nicht, daß auch die Gestalt des Glaubens sich verändert, daß sie biographischer wird. Das bedeutet, das Gebäude des eigenen Lebens mit all seinen Wölbungen wird zur Grundaufgabe des Glaubens selbst. Dies ist alles andere als ein bloßes Kreisen um sich selbst, und es muß umso weniger verächtigt werden, als über Jahrhunderte weibliche Orden bei allen Grenzen geradezu Vorreiter eines eigenen Lebens für Frauen gewesen sind. Biographischer Glaube schließt vielmehr drei anspruchsvolle Aufgaben ein, die im folgenden beleuchtet werden sollen:

* Er soll der Gestaltung eines *eigenen Lebens* unter den Augen Gottes dienen, was ein verändertes Verhältnis zu den Vorgaben des Lebens nach sich zieht.

* Von bloßer Selbststilisierung zu den *tragenden Strukturen des Lebens* (in Leib, Seele und Geist) in Föhlung zu kommen, wird zu einer eigenständigen Lebensaufgabe.

* *Von Lebensentscheidungen her zu leben* und sie jeweils neu gestalten zu können, wird zu einer wichtigen Herausforderung im Räte- und Ordensleben.

Eigenes Leben gestalten

»In welchem Stil soll ich bauen,« diese Frage stellt sich unausweichlich in der Gestaltung jedes persönlichen Lebens. Da liegt eine Menge Material vor mir, ich habe in meinen Mitmenschen eine Unzahl Baumuster vor Augen. Auch stehen Menschen bereit, die mir wichtig sind und mit denen sich Wohl und Wehe gelingenden Lebens entscheiden kann: Eltern, Geschwister, eine eigene Familie, Freunde vielleicht, die Ordensgemeinschaft, Vorgesetzte oder Mitschwester. Insofern beginne ich nie am Nullpunkt. Aber all das ist nur Anfang, ist Ausgang: »Mach etwas daraus und versteck dich nicht hinter anderen! Es geht um dein eigenes Leben!« Denn das Material ist nur Angebot; es kommt alles darauf an, was ich daraus mache.

Alles wird darum verziehen, nur nicht das Versäumnis, das Leben selbst in die Hand zu nehmen. Das »eigene Leben ist zur Aktivität verdammt« – mit der Kehrseite, daß auch das »Scheitern zum persönlichen Scheitern wird« (Ulrich Beck). Nur ein Beispiel dafür: Noch vor 20 Jahren erschien die Vorstellung, Krankheit habe mit Schuld zu tun, vielen wie ein Relikt archaischer, längst überwundener Religiosität. Inzwischen ist eine ganze Kultur (und manchmal auch Mode) der Ganzheitlichkeit gewachsen, Krankheit gilt als Metapher (Susan Sonntag), d.h. als Zeichen für verborgene Konflikte der Seele, für ungesundes oder zu hastiges Essen, für einen unausgeglichene Lebensstil oder für noch viel verborgeneres Übel. »Bin ich eine Krebspersönlichkeit, eine Suchtpersönlichkeit«, diese Frage kann zur hochnotpeinlichen Gewissensforschung werden. Nicht daß Psychosomatik keine wertvollen Hinweise zur Lebensführung geben könnte. Aber wer in ständiger Selbstreflexion hinter sich selbst kommen will, um endlich die Schuld der Lebensführung begleichen zu können, wer darum auch nichts zwischen Seele und Leib unbearbeitet lassen kann, gerät schnell unter Gesundheits-Druck.

Dieser Zwang zum eigenen Leben kann regelrecht zu einem Gesetz im Sinn des Paulus werden. Glaube – wieder nach Paulus – wäre dann der Abschied von diesem Zwang, ansehnliche Lebensgebäude konstruieren zu müssen. Wichtiger ist es, darin »den Namen meines Gottes geschrieben« zu finden (Offb 3,12). Anders gesagt: Es kann einem geradezu unheimlich werden, in der Umgebung nichts als Baumaterial zu finden. Da ist kein Rückzug in ein trautes Heim möglich, also z.B. in Überzeugungen, die alle meine Bekannten teilen. Wenn alles nur ein Angebot ist, das einer wählt und an dem ein anderer achtlos vorbeigeht, dann hat nichts Wert in sich. Glauben hieße danach, den Sinn der Personen und Dinge in meinem Leben in Gott zu entdecken. Alles mag noch so bedingt sein, es kann doch Teil meines Weges mit Gott sein, und als solches kann ich es annehmen. Im Bild der Kirche gesprochen: Ein kunstvolles Äußeres ist gewiß ansprechend, aber wichtiger ist es, ob ich in ihr Gott finde oder nicht. Manches mag also Bruchstück bleiben, durch manche Lücke im Gemäuer mag der Wind pfeifen – man kann es leicht nehmen, wenn nur Gott darin nahe ist. Und umgekehrt: Ohne ihn ist das tollste Lebenskunst-Stück nichts: »Wenn nicht der Herr das Haus baut, müht sich jeder umsonst, der daran baut« (Ps 127,1).

Die tragenden Strukturen spüren

Die Gesellschaft läßt offensichtlich überhaupt keine andere Wahl, als uns eine eigene Lebensform zu wählen. Dazu müssen wir uns zu vorgegebenen Formen in Beziehung setzen und eine Balance zwischen Anpassung und Isolation finden. In all diesen Entscheidungen zeigen wir, wer wir sein wollen. Wir stilisieren uns. Doch wer sich selbst stilisiert, wird zwangsläufig künstlich. Denn selbst ein »Zurück zur Natur« macht aus einem Stadtkind noch keinen Naturburschen, und noch die Verachtung für Fast-Food-Ketten stilisiert eigenes Leben: »Ich will kultivierter sein, anders als andere.«

Dieser Zwang zur Selbstdarstellung ist wie ein Sog, dem man sich kaum entziehen kann. Ein Großteil unserer Konsumgesellschaft könnte ohne ihn sofort einpacken. Und selbstverständlich ist demgegenüber auch die Kirche keine Insel der Seligen. Die immense Energie, die ins Aussehen investiert wird, z.B. in die Neugestaltung eines Altarraums oder wann welche Lieder gesungen werden dürfen – ja, immer wieder der Symbolplatz Liturgie! –, der ganze Aufwand, der in Manifeste und Proteste gelegt wird, spricht geradezu von einem katholischen Nachholbedarf an Selbstdarstellung. Wieder: Nicht daß all das unnötig wäre oder daß sich Katholiken früher durch ein sicheres Gespür fürs Schöne ausgezeichnet hätten. Aber wo es bei all dieser Ästhetik bleibt (oft auf Kosten eines schlichten Dienstes), da hat dieser Zwang, sich zu unterscheiden, seine Opfer gefunden.

Ja, Opfer gibt es schon, bei aller Unschuld. Wer nicht fix ist, wer kreuzbrav bleibt, wer keinen Pfiff in den Kleiderschrank bringt und auch manches andere nicht fertigbringt, bleibt ein halber Mensch. Aber auch die Erfolgreichen haben ihre Opfer zu bringen: Das ist ja das eigenartigste Phänomen in unseren Lebensläufen, daß über Jahre alles glatt läuft, und dann kommt es plötzlich zu einem Abbruch. Was gestern noch galt, gibt heute keinen Halt mehr. Alles verschwindet wie in einer Erdspalte. Da kann manchmal innerhalb von wenigen Monaten ein 15-, 20-jähriges Ordensleben in die Brüche gehen. Gewiß, es gibt 'Burn out'-Phänomene, es gibt auch Allerweltsdepressionen oder einfach Hormonumstellungen. Aber vielleicht haben solche Abbrüche auch etwas damit zu tun, daß die Sorge um die tragenden Strukturen des Lebens zugunsten der Selbstdarstellung in den Hintergrund geraten ist. Im Bild des Kirchbaus: Während wir über Jahre mit den Schauseiten beschäftigt waren, begannen die Stahlträger unter Metallermüdung zu leiden. Die tragenden Strukturen, das sind Leib, Seele und Geist, das sind Triebstrukturen

und vitale Bedürfnisse, das sind die Verwobenheiten in Tages- und Jahresrhythmen, in Verwandtschaft und Geschlecht, das sind schließlich auch die Versuche, Ich und Wir zu buchstabieren, Liebe zu geben und zu finden, den Grat zwischen Leben und Tod zu gehen.

Zu Recht kann darum der kürzlich verstorbene Kulturphilosoph Ernest Gellner die Moderne dadurch kennzeichnen, daß in ihr Kultur – wir sagten Selbstdarstellung – diese Strukturen nicht verstärkte, sondern ersetzte. Kleidung z.B. wird von der Standestracht zur Geschmacksfrage. So bleibt stets eine spezifisch moderne Spannung zwischen dem kulturell Gängigen und den inneren Bedürfnissen. Bis zu einem gewissen Punkt sind wir wohl zwangsläufig immer ein bißchen eine Mogelpackung: »Der Mensch sieht, was vor den Augen ist, der Herr aber sieht das Herz« (1 Sam 16,7). Bis zu einem gewissen Punkt, denn irgendwann explodiert die Spannung, die Kultur bricht ab, die tragenden Strukturen kommen zum Vorschein.

Darum gehören solche Abbrüche wohl notwendig zum Leben. Die beste Ausbildung kann sie nicht vorwegnehmen, geschweige denn verhindern. Es sind Momente, in denen der Vorhang weggezogen wird, all das herrliche, oberflächliche Geglitzter, und etwas sehr Einfaches zum Vorschein kommt: ein Mensch, der sich nach etwas Liebe sehnt und der viel Liebe geben könnte. Das scheint so einfach, aber – zu dumm! – wir haben's verlernt.

»Einfachheit (simplicité)« ist ein Grundwort der hl. Therese von Lisieux, das sie einer modernen, nüchternen Spiritualität mitgegeben hat. Wenn man sich blutige Nasen geholt hat, soll man sich und anderen nicht wortreich weismachen, daß man das sowieso immer schon mal erfahren wollte. Manches gelingt und manches mißlingt, manchmal blühe ich auf, und manchmal bin ich so klein mit Hut – warum zum Himmel soll ich all das hinter sieben Mauern verstecken? Wenn Gott mir »innerlicher als mein Innerstes« ist (Augusti-

nus), heilt er auch die Brüche in meinen tragenden Strukturen. Er sieht auf einen Blick, woran es fehlt, sollte er mir für meine blutige Nase dann nicht auch ein Taschentuch geben, eine Weile warten, mir dann auf die Schulter klopfen und sagen: »So, jetzt geht's auch wieder weiter.« Vielleicht ist nicht alles wieder gut, aber bestimmt ist auch nicht alles schlecht.

Von Lebensentscheidungen her leben

In der Geschichte einer Berufung zu einem Leben mit Gott gibt es meist einen Punkt, an dem eine bestimmte Lebensform wie verklärt erscheint. Gewiß, man ist nicht blind für die Grenzen dabei, für Hürden und Verzicht, für Hypothesen und manches wackelige Fundament. Das Material dieser Lebensform mag ja menschlich-allzumenschlich sein, doch man spürt: Hier ist Gott zu finden, und darum ist hier gutsein. Irgendwann holt man dann tief Luft und fällt die große Entscheidung: »Hierbei bleibe ich.« Der Glaube hat sein Haus gefunden. Nicht daß nun nur noch eingerichtet werden muß. Der Lockruf der Moderne zum eigenen Leben kann jemanden am helllichten Tag überfallen: »Alle Formen sind nur zum Bauen da. Vergiß über dem Wirklichen das Mögliche nicht! Was hättest du nicht alles tun können! Unterscheide dich!« Die Wirklichkeit etwa im Gemeinschaftsleben mag ja wirklich ein bißchen bescheiden sein gegenüber dem, was du aus deinem Leben hättest machen können. Eines Tages hat sich vielleicht so viel Wirklichkeitslast angestaut, daß die Wut über denselben alten Trott beim Singen der Lieder in der Messe das Faß zum Überlaufen bringt. Man kann auch fremd im eigenen Haus werden. War das Haus des Glaubens nur ein Luftschloß?

In diesen Momenten zeigt sich erst das ganze Wagnis, eine Lebensentscheidung einzugehen. Wir sind uns der Bedingtheit einer Lebensform heute geradezu überbewußt. Manches mag zu reformieren sein, manches ist nur einfach hinzunehmen. Darum setzen

Entscheidungen Erfahrungen voraus: »Gott läßt sich für mich mitten in diesem Bedingten finden.« Es mag Zeiten geben, da diese Erfahrung nur noch als Leerstelle vorhanden ist, die wehtut. Aber gerade dann macht Bindung auch frei. Denn ohne Bindung, ohne den Entschluß, im einmal Gewählten zu bleiben – und vor allem Aushalten im Menschlich-Allzumenschlichen ist es immer zunächst ein Bleiben im Haus des Vaters (vgl. Joh 8,35) –, ist man ständig wie eine Schnecke, die mit ihren Fühlern an ein Hindernis stößt und sich in ihr Haus zurückzieht: sicher, aber einsam. Eine Lebensentscheidung verhindert dagegen Wachstum und Veränderung nicht, gibt ihnen aber einen Ausgangspunkt. Meist sind es ja ohnehin die eigenen tragenden Strukturen, die sich in Abbrüchen bemerkbar machen. Der Ärger über die anderen im Haus ist dann nur der Funke im Heuhaufen.

Von einer Lebensentscheidung her zu leben macht frei, weil es in die Hände Gottes hinein enteignet. Eigenes Leben wird nun zur täglichen Entdeckung: »Wie bin ich an diesem Platz hier ein lebendiger Stein Gottes?« All die Selbststilisierung wird nicht mehr gar so wichtig, der »Mut, ein Teil zu sein« (Paul Tillich) wächst, Eigenes wird leicht, und die Frage: »Was habe ich verpaßt?« taugt mehr für ein lockeres Gespräch als für schlaflose Nächte. Denn wer im eigenen Haus ständig am Umbauen ist, kommt nicht von ihm weg. Wer dagegen zu einem Haus gehört, kann »ein- und ausgehen« (Joh 10,9) – ein schönes Bild der Freiheit eines Christenmenschen.

Eigenes Leben gestalten zu müssen eröffnet ein weites Feld, aber es kann auch viel Druck machen. Lebensgeschichten werden wählerischer, aber manchmal auch wahlloser. Denn die Freiheit wächst, aber das Gewählte ist oft nur eines unter vielem und hat nur Bedeutung bis zur nächsten Wahl. Glaube macht diese Freiheit nicht zunichte, aber er gibt den Lebensformen Bedeutung: Dieser andere Mensch, diese Gemeinschaft, diese Sendung, sie sind

mein Ort, an dem ich Gott finde. Das gibt dem Leben Struktur und entlastet. Denn auch das geschluderte Tischgebet in der Gemeinschaft, die Nazarener-Madonna, an der die Älteren immer noch hängen, oder meine Arbeit, die ich mir doch etwas anders vorgestellt hätte, sie müssen sich nicht ständig bei mir rechtfertigen, ob sie noch meiner Wahl wert sind. Lebenswichtig ist nur, den Aufblick zu Gott aus der gewählten Form nicht zu verlieren.

*Andreas Wollbold
Arenrath*